



## Fast alle hier gehören zur Risikogruppe, haben Vorerkrankungen

Hütten bauen, sondern einen Platz zu finden, wo sie ungestört stehen können“, sagt Pot d'Or. Ein blauer Briefkasten mit Namensschild hängt am Eingang einer der Hütten. „Das ist hier aber keine offizielle Meldeadresse“, sagt er.

Jonas Pot d'Or bietet einem der beiden Tiny-House-Bewohner einen Kaffee an, der zweite lebt zurzeit nicht hier. „Der darf den Virus auf keinen Fall kriegen, das würde für ihn das Ende bedeuten“, sagt Pot d'Or. Der Tiny-House-Bewohner ist lungenkrank und notfallmäßig privat untergekommen. Mit seiner Angst vor Corona ist er eine Ausnahme unter den Wohnungslosen. „Die Menschen haben ganz andere Probleme. Wenn Szenetreffs, Tafeln und andere Einrichtungen zuhaben, brechen die ganzen Strukturen von den Menschen ein“, sagt Pot d'Or. Andere hätten die ersten Wochen der Kontakt- und Ausgangssperre nichts vom Corona-Virus mitbekommen. „Wir mussten viel Aufklärungsarbeit betreiben.“

Es ist halb elf, als der Transporter zwischen dünnen Bäumen und Parkbänken unweit des steinernen Elefanten im Nelson-Mandela-Park hält. An diesem Tag scheint die Sonne auf den Campingtisch und die Becher, die Pot d'Or vor dem Wagen platziert. An anderen Tagen warten die Menschen hier im Regen auf ein heißes Getränk. „Abstand“ wird das Wort sein, was Jonas Pot d'Or an diesem Vormittag hier am meisten benutzt. Tiefgezogene Mützen, zu große Jacken, offene Taschen: eine Schlange von zehn Menschen hat sich schon gebildet, bevor die erste Thermoskanne auf dem Tisch steht. „Kaffee mit Milch, bitte“, sagt ein Herr in Warnweste. „Ja, aber etwas zurück, bitte.“ Jonas Pot d'Or trägt Handschuhe. Einen Mund-

schutz sieht man heute fast nie, einige Besucher Innen fragen danach. „Haben wir leider nicht“, sagt Pot d'Or.

Fast alle hier sind Teil der Risikogruppe, haben Vorerkrankungen oder ein geschwächtes Immunsystem. „Wenn das hier einer hat, haben es alle. Das würde sich in der Szene so schnell ausbreiten“, sagt Pot d'Or. Er redet mit dem einen und guckt schon auf den nächsten, es gibt immer wieder Situationen, auf die er reagieren muss. Auf den Parkbänken sitzen Leute mit ihren warmen Kaffeebechern und trinken aus einer Flasche. „Anderere kloppen sich um Klopapier und die Menschen hier wissen nicht einmal, wo sie überhaupt auf Klo gehen sollen“, sagt Pot d'Or. Auch Desinfektionsmittel haben Jonas Pot d'Or und Alenka Köster an diesem Tag nicht zu verteilen, einen Ort zum regelmäßigen Händewaschen bieten die Wege und Wiesen des Nelson-Mandela-Parks auch nicht.

„Die ganzen Wirtschaftsmodelle funktionieren nicht mehr.“ Ein Mann mit Brille und im Anorak spricht nicht über den Finanzmarkt. Er heißt Stefan Wohlberg\*: „Pfand sammeln, betteln, Zeitschriften verkaufen, wie willst du das machen, wenn niemand auf der Straße ist?“ Jonas Pot d'Or nickt. Die ganzen „anständigen Sachen“ seien gerade nicht möglich, sagt Stefan: „Es ist einfach ganz wenig Geld im Umlauf, die haben nichts, gar nichts.“ Wohlberg nimmt einen Schluck von seinem Kaffee. „Und selbst die unanständigen Sachen fallen fast komplett weg“, sagt er: „Wie willst du jemanden beklaunen, der alleine auf einem Platz steht?“ Jonas Pot d'Or schmunzelt. „Das Schlimmste“, sagt Stefan Wohlberg, „ist gerade die Prostitution. Wenn die Nachfrage sinkt, sinkt auch

der Preis. Die Mädchen bieten ihre Dienste gerade schon für fünf Euro an.“ Er schaut auf sein Handy, um für jemanden den Weg zu einer der wenigen offenen Tafeln nachzuschauen. Dann sagt er: „Viele denken, ich bin auch Streetworker, aber ich bin einfach nur ein Obdachloser.“

Jonas Pot d'Or kann man ansehen, dass er sich nicht gefällt in der Rolle des Aufpassers. „Echt jetzt, geht bitte ein bisschen auseinander“, er unterbricht eine Unterhaltung, ein Streit ist ausgebrochen. „Es ist echt anstrengend heute“, er lacht, aber es ist ihm ernst, eine Anzeige hat er schon bekommen. „Ich als Verantwortlicher habe die Strafe dafür bekommen, dass sich die Personen hier nicht an den Abstand gehalten haben“, sagt er. Ein Anwohner hatte die Polizei benachrichtigt. „Einige fühlen sich im Moment zum Sheriff berufen“, sagt Alenka Köster und lacht. Auch an diesem Tag fährt ein Streifenwagen durch den Park und verwarnt Jonas Pot d'Or. Auf verschiedenen Sprachen rufen sich die Leute zu, jetzt Abstand zu nehmen. Das Wort „Corona“ fällt in Gesprächen, eine der wenigen Male an diesem Tag. „Helfen ist ja schön und gut, aber es gibt Regeln“, sagt der Beamte aus seinem Wagen.

In der Schlange stehen noch immer Menschen, auch Katja Peters\*. Sie befolgt nicht die Reihenfolge der Wartenden, tanzt, singt, hält sich ein kleines Radio ans Ohr. „Pass auf deine zehn Euro auf, die fallen gleich raus, wenn du dich weiter so

bewegst“, sagt ihr jemand. „Ja, danke, die konnte ich grad noch schnorren.“ Ihr Blick fällt auf die Fotos der Toten an Jonas Pot d'Ors Wagen. „Komm, wir machen jetzt ein Foto von dir, Katja.“ Pot d'Or winkt sie näher. „Du hast mir immer gesagt, dass du ein schönes Foto an meinem Bus willst, wenn du stirbst.“ Sie richtet ihre Mütze und ihr Oberteil und stellt sich an einen Baum. Sie lächelt. „Ich will noch nicht sterben, aber wir sind auch keine Maschinen. Und wenn es passiert, dann bin ich die Schönste an deinem Totenwagen.“

*\*Namen von der Redaktion geändert.*



**Sophie Lahusen** arbeitet momentan in ihrem Kinderzimmer und empfindet einen faden Beigeschmack bei dem Aufruf „Zu Hause bleiben“.



**Benjamin Eichler** ist freier Fotograf aus Bremen. Es hat ihn positiv überrascht, dass bei der Kaffeeausgabe am Bus immer auf den nötigen Sicherheitsabstand geachtet wurde.

**Bei heißem Kaffee lassen sich manche Probleme leichter besprechen.**



# Kein Ersatz für ein Zuhause

**Die Notunterkünfte in Bremen sind auch in Zeiten der Corona-Krise „nicht übermäßig voll“ – und fühlen sich auf eine Quarantäne gut vorbereitet**

Text: **Gunnar Bantz**  
Foto: **Wolfgang Everding**

Nicht alle Menschen können in Zeiten der Pandemie auf der Couch fläzen, sich endlich mal um den Garten kümmern oder Homeoffice auf dem Balkon machen. „Social Distancing“ und #stayathome funktionieren nur, wenn man ein Zuhause hat. Es sind Privilegien, die sich Wohnungs- und Obdachlose nicht leisten können. Und ohne einen solchen Ruheort ist es kaum möglich, die Energie aufzuwenden, um eine Arbeit zu finden, clean zu werden oder eine Struktur in den Tag zu bringen. Andererseits ist all das häufig Voraussetzung, um überhaupt ein Zuhause zu bekommen. Es ist ein Teufelskreis, der durch das Virus deutlich verstärkt wird.

Während der Corona-Krise versuchen Einrichtungen des Arbeiter-Samariter-Bundes, des Vereins für Innere Mission und der Therapiehilfe Bremen Menschen ohne Obdach für befristete Zeit eine Form des Zuhauses zu geben. Derzeit hat Bremen in vier verschiedenen Einrichtungen, die als Notunterkunft dienen, insgesamt 108 Plätze. Darüber hinaus gibt es weitere 230 Plätze in so-

nannten „Einfachhotels“ oder Pensionen, die von der Stadt angemietet wurden.

Bernd Schneider, der Sprecher der Sozialsenatorin, ist sich sicher, dass es an genügend Plätzen in den Notunterkünften nicht mangeln wird. Dieser Meinung ist auch Katharina Kähler, die Bereichsleiterin für Wohnungslosenhilfe bei der Inneren Mission: „Aktuell kommen wir mit den Kapazitäten gut aus, weil wir über den Winter im Rahmen der Kälterege- lung schon entsprechende Vorbereitungen getroffen haben.“ Die Kälterege- lung ziele darauf ab, auch Menschen, die hierzulande keinen Anspruch auf eine Unterbringung haben, eine Unter- kunft zu gewährleisten – also etwa EU-AusländerInnen aus Osteuropa. Sie gilt nur bis Anfang März, wurde aber bis auf Weiteres verlängert.

Dennoch seien die Notunterkünfte „nicht übermäßig voll“, so Schneider. Im Gegenteil: „In anderen Zeiten können bei einer normalen Belegung auch vier Personen in einem Zimmer sein.“ Während der Pandemie werde darauf geachtet, nie mehr als zwei Leute pro Zimmer unterzubringen.

Auch Simone Dje\* wohnt momentan in einer Notunterkunft. Dort ist sie mit zehn bis zwölf Menschen zusammen, alle haben ihr eigenes Zimmer. Zudem dürfen nur drei Personen gleichzeitig in einem Raum sein, und ständig müssen sie einen Abstand von eineinhalb Metern zueinander halten. Trotzdem habe sie sehr große Angst vor einer Ansteckung, erzählt Simone Dje am Telefon. Was passieren würde, wenn sie krank werde? „Hier in der Einrichtung gibt es eine ärztliche Notversorgung, die kommt aber nur einmal in der Woche. Ich bin versichert, deshalb kann ich einfach zum Arzt oder ins Krankenhaus gehen. Aber bei den anderen bin ich mir da nicht so sicher.“ Keine Ansprüche auf Sozialleistungen zu haben, bedeutet auch, keine Krankenversicherung zu haben. „Für diese Fälle gibt es in Bremen den Verein zur medizinischen Versorgung Obdachloser, der ehrenamtlich medizinische Hilfe anbietet“, sagt Kähler. Eine Notfallbehandlung, die im Falle einer Erkrankung mit Covid-19 notwendig sein könnte, bleibe in Deutschland niemandem verwehrt.

Aufgrund fehlender Möglichkeiten zur empfohlenen Hygiene und eines häufig ohnehin geschwächten Immunsystems gehören Obdachlose zur Risikogruppe des Corona-Virus. Und ein Infizierter in einer der Gemeinschaftsunterkünfte könnte schnell weitere Menschen anstecken. „Die Notunterkünfte werden als gemeinsamer Haushalt betrachtet“, sagt Schneider. „Die Einhaltung der Hygienevorgaben muss jeder Mensch im Rahmen seiner Eigenverantwortung wahrnehmen.“ Auch die Innere Mission setzt auf Eigenverantwortung: „Wir versuchen überall, wo wir können, die Sensibilität immer wieder zu fördern und immer weiter aufzuklären“, so Kähler.

Der Arbeiter-Samariter-Bund will überhaupt nichts zu seiner Notunterkunft sagen: „Ein Teil Ihrer Fragen ist hochpolitisch und in diesen schwierigen Zeiten bitte ich Sie zu akzeptieren, dass wir uns dazu nicht äußern werden“, heißt es in einem Schreiben an die *Zeitschrift der Straße*. Die Notunterkunft der Therapiehilfe Bremen war bis Redaktionsschluss nicht zu erreichen.

Für den Fall einer Infektion „sind alle Notunterkünfte der Inneren Mission mit sorgfältig ausgearbeiteten Pandemieplänen versehen“, versichert Kähler. Entscheidend sei die Möglichkeit der Isolierung der Betroffenen, zunächst in einer individuellen Quarantäne. In einigen Unterkünften sei aber auch die Isolierung einer ganzen Gruppe möglich. Wenn die Situation es erfordere, könne nicht

ausgeschlossen werden, dass eine gesamte Einrichtung unter Quarantäne gesetzt werden müsse. „Das konkrete Vorgehen muss, im Falle einer Infektion, mit der Gesundheitsbehörde abgestimmt werden“, ergänzt Schneider. In Hamburg wurde bereits Anfang März eine Notunterkunft mit über 300 Menschen auf Anordnung des Gesundheitsamts für 14 Tage unter Quarantäne gestellt.

Simone Dje kann sich eine so lange Zeit in Quarantäne nicht vorstellen. Sie könnte dann ihrem Minijob nicht mehr nachgehen. Und sie hat Sorge, dass sich die eh schon angespannte Stimmung in der Notunterkunft dann zuspitzen könnte. „Aber wir haben ja keine Wahl. Wenn wir in Quarantäne müssten, müssten wir gehorchen“, seufzt sie.

„Es gibt Menschen, die Schwierigkeiten haben, Absprachen und Regeln einzuhalten“, sagt Kähler. „Dann wird es notwendig, rechtliche Maßnahmen zu ergreifen und im Zweifelsfall die Polizei zu rufen. Da ist die individuelle Freiheit Einzelner geringer zu bewerten als der Schutz der ganzen Einrichtung.“ Ein solches Vorgehen sei, nach Ausnutzung aller anderen Möglichkeiten, auch mit dem Sozialressort abgestimmt. Die Regelungen, die eine Quarantäne betreffen, sind aber für alle Gemeinschaftsunterkünfte gleich – egal ob Wohngemeinschaft, Familie oder Notunterkunft.

Aber bei Menschen, die es gewohnt sind, draußen zu schlafen, und die ihre sozialen Kontakte auf der Straße haben, dort aber kaum mehr Geld verdienen können, führt eine Quarantäne schnell zu Einsamkeit und Hilflosigkeit. Die Notunterkünfte können dies nicht auffangen, und nicht alle Betroffenen wollen diese Form der Hilfe überhaupt annehmen. Sie sind kein Ersatz für ein Zuhause, in dem das privilegierte #stayathome romantisiert werden kann.

\* Name von der Redaktion geändert.

**Es gibt genügend Plätze in Notunterkünften, erklärt das Sozialressort**

**Gunnar Bantz** studiert Politikwissenschaft an der Uni Bremen und muss sich die eigene privilegierte Position immer wieder vor Augen führen.

**Wolfgang Everding** kann sich nicht vorstellen, in dieser lauten, ungastlichen Umgebung einschlafen zu können.